

# Kapitel 1

## Chaos



Aislington schaute auf die verschmierte Landschaft, die sanft hinter seinem Fenster vorbeiglimmt. Er war in den nächsten Zug gesprungen, ohne auch nur nachzudenken oder jemandem Bescheid zu sagen. Und obwohl er nun ungestört in seinem Abteil saß, konnte er selbst jetzt nicht zur Ruhe kommen. Sein Herz pochte voller Entsetzen unter seinen Rippen, sein Atem ging flach und hektisch. Mit jedem Baum, der am Fenster entlangzischte, kam auch ein neues Bild, das ihn heimsuchte. Mal war es Marthas Gesicht, in seiner Vorstellung weiß und mit riesigen schwarzen Augen. Mal sah er bloß die vielen Zimmer, zerstört und in Stücke gerissen, voller Scherben und umherschwebender Federn.

Damit hatte alles angefangen. Er erinnerte sich an die glitzernden Scherben, die aus dem Boden ein funkelndes Meer machten, die braunen Spritzer an den Wänden, die von all den zertrümmerten Weinflaschen herrührten. Und die Tropfen von Blut, die leise in den Teppich sickerten.

Mittlerweile war er zu müde, um wütend zu werden, aber es war bloß eine Frage der Zeit, bis er wieder den unglaublichen Zorn in sich spüren würde, der sein Herz umschloss wie eine eiserne Faust. Man hatte ihn hintergangen, benutzt: sein Haus, sein Besitz, aber dermaßen entstellt und zerstückt, wie es nur ein Ungeheuer hätte fertigbringen können. Es waren immer noch *seine* Sachen, doch hatte man ihnen den Charakter geraubt. Waren sie vorher Gegenstände mit einer Persönlichkeit, einer Geschichte gewesen, so fühlten sie sich nun leblos und kalt unter seiner Hand an. Sie hörten auf, sein Wesen zu reflektieren, als man ihre Gesichter gewaltsam weggekratzt hatte und würden nie wieder ein Teil von ihm sein.

Aislington bemühte sich, nicht erneut die Bilder heraufzubeschwören, die ihm ein für alle Mal zu verstehen gaben, dass sein Leben nicht mehr ihm gehörte. Seine ganze Existenz schien ihm zu entgleiten, direkt vor seinen Augen. Ahnungslos war er an diesem Tag nach Hause gekommen, aber sobald die Tür hinter ihm ins Schloss fiel, spürte er die Verwandlung. Er schritt langsam in den Salon und blieb dort wie erstarrt stehen. Sein Mund öffnete sich, zuckte hilflos, als er nach Worten rang. Aber es gab nichts, was er sagen konnte. Schließlich fletschte er die Zähne und presste stumm die Lippen aufeinander.

Der Salon glich einem Schlachtfeld. Vorsichtig begab er sich über die aufgetürmten Leichen: die Möbel seiner Eltern, die nun verendet daniederlagen, die Vorhänge, all seine Erinnerungsstücke, die in der warmen Luft des Zimmers allmählich verwesten. Da war der kleine Tisch aus Holz, den Martha aus Venedig mitgebracht hatte. Die Flitterwochen, die nicht schnell genug für ihn hatten vergehen können. Die Eiche, in der Farbe warmen Honigs, hatte einmal gegläntzt, jetzt aber war der Tisch von Wunden

entstellt, mit wüsten Kratzern entlang des Rumpfes und der Beine. Eines von ihnen war komplett abgerissen und lag bei der gegenüberliegenden Wand. Aislington ging in die Hocke und streckte die Hände nach den Trümmern aus. Unter seinen Füßen knirschten die Scherben, als er den Tisch vorsichtig aufrichtete und über die raue Oberfläche strich. Er lehnte ihn an die Wand unter dem Fenster, wo er früher gestanden hatte, behutsam, als handelte es sich um eine alte, gebrechliche Dame.

Verstreut um ihn lagen die Bruchstücke der Dekanter, jetzt bloß Schnipsel aus Glas, auf die das Licht des späten Nachmittags fiel. Sie schwammen in halbtrockenen Pfützen, von denen ein Nebel aus Alkohol aufstieg. Der Whiskey, der Gin, der Sherry: alles hatte sich zu einer zähen Brühe vermengt, über die Aislington nun mit einem großen Schritt sprang. Am anderen Ufer angelangt, blickte er schaudernd auf die Überreste seines Diwans, den sein Vater so sehr geliebt hatte. Der feine, cremefarbene Stoff war an zahlreichen Stellen aufgeschnitten und aus den Wunden quollen Federn und Stroh. Dunkle Flecken entstellten den Bezug und ein großer, schmutziger Fußabdruck prangte unterhalb der Lehne. Die beiden Kissen lagen verwahrlost auf dem Boden, faltig und voller Staub. Aislington schüttelte den Kopf und ging weiter zu der Wand, an der die drei Gemälde seiner Mutter aufgehängt waren. Sie hatte sie einst von ihrem Großvater geerbt und nach ihrer Heirat mit in das neue Haus gebracht.

Aislington verblüffte es jedes Mal, wenn er die Bilder betrachtete. Eine angenehme Ruhe erfasste ihn beim Anblick dieser grob gefassten Gestalten, die sich aus den aufgetragenen Farbschichten schälten. Der Mann und die zwei Frauen, entfernte Verwandte aus der Familie seiner Mutter, starrten voller Resignation zu ihrem Betrachter

auf, während hinter ihnen die Landschaft mit den blasslila Wolken am Horizont verschwamm. Der Künstler musste ohne jegliche Begabung gewesen sein, denn die Figuren waren plump und verzerrt.

Der Mann und die zwei Frauen – hagere, bittere Gestalten, deren Profil sich scharf vor dem Himmel abzeichnete – gehörten nicht in diese Welt, in die man sie gepinselt hatte. Ihre Haut war seltsam fahl, hing nur noch an den morschen Knochen, die Kiefer zu breit zum Sprechen, die Nasen zu schmal zum Atmen und in ihren Augen schimmerte eine gleichgültige Verwunderung über das, was um sie herum geschah.

Die Schafe im Hintergrund hätten auch Hunde sein können, die vorzeitig gealtert waren, und die Bäume, die der Maler lustlos an den Rand des Bildes platziert hatte, schienen einer Flora entsprungen, die schon seit der Steinzeit nicht mehr existierte. Aber Aislington liebte diese Bilder. Er erinnerte sich, wie er als kleiner Junge jedes von ihnen eingehend gemustert hatte, während hinter ihm die Stimme seiner Mutter rauschte, die hektisch von einem Thema zum anderen sprang. Er hatte sich jeden einzelnen Pinselstrich eingepägt, um ihren Worten nicht lauschen zu müssen, ihrem dummen Geschwätz, ihren Nörgeleien. Und als er älter wurde und nachdenklicher, so fragte er sich oft, was mit seinen Vorfahren geschehen war, die ihn nun, für immer verewigt, aus kleinen Augen anstarrten. Wenn er ihre Resignation, ihre Einsamkeit, sah, so fühlte er sich mit ihnen verbunden, denn auch er schien gefangen in einer Umgebung, die ihm fremd war. Auch er würde einmal mit hohlen Wangen und grauen Haaren aus den Trümmern seiner Träume starren, Schauobjekt für eine junge Generation, die kein Mitleid kannte.

Jemand hatte die Gemälde gedreht oder ihnen zumindest

einen festen Schlag gegeben, denn nun hingen sie schief. Er schaute den Gestalten schwermütig in die Augen und machte sich daran, sie richtig aufzuhängen. Kurz darauf starrte der Mann mit seiner krummen, geierartigen Nase wieder geradeaus, während die Frauen Aislington kokett einen Korb aus Früchten entgegenstreckten, wie sie es früher oft getan hatten. Als seine Finger die goldenen Rahmen betasteten, spürte er glücklicherweise keine Risse in dem Holz. Ein letztes Mal musterte er sie alle drei, bevor er sich abwandte und zum Fenster schritt.

Die Vorhänge aus schwerem, rotem Brokat waren abgerissen und räkelteln sich als aufgebauschte Bergketten zu seinen Füßen. Für einen Moment erhaschte Aislington zwei zusammengekauerte Menschen inmitten der glänzenden Felswände, zwei knöchernen Rücken, die sich aus dem Stoff erhoben, aufgerissene Münder, die ebenso schrien wie er, doch der Eindruck verschwand, sobald er nach den Vorhängen griff und sie zur Seite raffte. Er war zu erregt, um klar denken zu können, und schämte sich für seine Aufregung.

Die Perser, voller Gin und Sherry, klebten an seinen Füßen und schmatzten bei jedem Schritt, den er tat. Als er sich zu der riesigen Kommode am Ende des Raumes drehte, entfuhr ihm, ehe er es verhindern konnte, ein schwerer Seufzer. Alle Schubladen waren aufgerissen und er erkannte mit einem einzigen Blick, dass das Silberbesteck fehlte. Doch die Servietten mit seinen Initialen hatte man ihm gelassen. Eine Vase, die normalerweise auf der Kommode stand, war umgeworfen und ganze Wassermengen hatten sich auf der Oberfläche verteilt, die Blumen lagen zerstreut auf dem Boden. Es waren riesige Pfingstrosen, manche von ihnen ein dunkles Rot, manche ein zartes Rosa, und sie alle waren tot, totgetreten von den vielen Tritten

wütender Füße. Aber Aislington hob sie dennoch auf und legte sie zurück auf das feuchte, warme Holz.

Einen Moment hielt er inne und lauschte seinem eigenen Herzschlag. Während er das Chaos vor sich betrachtete, krabbelten die Erinnerungen aus allen Ecken und umringten ihn. Jetzt sah er sie alle, seinen Vater, seine Mutter, Martha, all das Leben, das sich vor Kurzem noch in diesem Haus abgespielt hatte. Und er blickte auf sich selbst herab, seine magere, eingefallene Gestalt, die sonst über allem thronte, und fragte sich, ob dies eine Bestrafung dafür war, dass er sich allzu lange schon von allen abgekehrt hatte. Ihm allein fehlte die Palette, mit der er seine triste Existenz überpinseln konnte.

Er bekam es mit der Angst zu tun, denn er spürte eine seltsame Leere in sich aufsteigen, die feste Überzeugung, dass ihm etwas verwehrt geblieben war. Auch wenn er seine Frau fast nie sah, so wusste er doch immer mit Gewissheit, dass Martha irgendwo in einem der Räume weilte, in Erwartung auf die nächste Enttäuschung. Nun musste er in keines der anderen Zimmer schauen, um sie zu suchen. Das Haus fühlte sich kalt an, ausgestorben. Er war endlich allein, doch die Einsamkeit stimmte ihn zum ersten Mal nicht fröhlich. Der Irre, der hier gewütet hatte, konnte stolz auf sich sein. Sein Hass hatte sich auf allem festgesetzt, an den Oberflächen genagt und gebissen, bis alles infiziert war. Sein giftiger Speichel tropfte immer noch von den Wänden, seine Fußspuren tanzten im Staub. Und Martha war fort.

Aislington fühlte, wie eine unglaubliche Müdigkeit über ihm zusammenschwappte. Er wollte sich schon setzen, als ein Geräusch hinter ihm, ihn unvermittelt zusammenfahren ließ. Jemand räusperte sich. Aislington drehte sich um und schaute zur Tür, die offenstand. Als er den Mann erkannte, runzelte er die Stirn.

»Was machen Sie hier?«, fragte er.

Aber der Mann, der dort auf der Schwelle stand, antwortete nicht und starrte, wie er selbst vor einiger Zeit, auf die Reste seiner Identität, die ihm übriggeblieben waren.

»Was, um Himmels willen ...?«, flüsterte er und schüttelte fassungslos den Kopf.

Sein nasser Mantel glitzerte wie die Haut einer Schlange, von der die Regentropfen leise zu Boden fielen und sich mit den Pfützen aus Wein vermengten. Aislington musste sich abwenden, um nicht laut aufzuschreien. Die Anwesenheit eines anderen schien auf einmal alles zu verschlimmern und den Unmut, der in ihm tobte, zu vertiefen. Als sein Blick zum Fenster huschte, musste er überrascht feststellen, dass es dunkel geworden war. Tiefste Dunkelheit hatte sich in der Zwischenzeit zusammengebraut und er konnte fast nichts erkennen außer flüssiger Schwärze, die hinter den Scheiben hin und her ebte, und einigen wenigen Lichtern am Horizont.

»Warum sind Sie hier?«, fragte er und wandte sich wieder dem anderen Mann zu.

»Ich hatte eine Intuition.« Der Privatdetektiv machte einen Schritt nach vorn und hob den Kopf, um sich eingehend umzusehen. »Ich wollte mit Ihrer Frau sprechen. Ich hatte das merkwürdige Gefühl, dass etwas geschehen sei, eine Gefahr ...«

Er verstummte. Schließlich breitete er hilflos die Arme aus. »Wer hat das getan?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Aislington und lehnte sich erschöpft an die Wand. »Verdammt sei diese Familie«, knurrte er. »Zum Teufel mit ihnen allen!«

Während er so sprach, begann er am ganzen Leib zu zittern. Sein Hals färbte sich rot, Venen pulsierten auf seiner Stirn, die violetten Lider flatterten fieberhaft, die Finger

wurden kreidebleich. Snoop wandte den Blick ab, doch schließlich hob er die Augen und schaute ihm fasziniert dabei zu, wie er völlig in sich zusammenfiel. Unvermittelt überkamen Aislington Wut und Bestürzung und obwohl er versuchte, sich zu zügeln, konnte er seine Gefühle nicht verbergen. Er gab sich vollends seiner Erregung hin, die ohne Vorwarnung wie ein nahender Sturm über sein Gesicht rollte. Noch nie hatte er einem Tier so geähnelt wie in diesem Moment und als Snoop einen Schritt auf ihn zumachte, die Hände behutsam nach ihm ausgestreckt, griff er nach einem der zerfetzten Kissen und schleuderte es mit aller Kraft in die Ecke.

»Meins!«, schrie er wutentbrannt. »Das ist *mein* Haus. Keiner hat ein Recht ... keiner hat ein Recht, es ...« Dann verstummte er, doch die Erregung zeichnete sich immer noch deutlich in seinem Gesicht ab.

»Beruhigen Sie sich«, murmelte Snoop.

Aislington schnaufte. Allmählich verzog sich der Sturm und seine Miene hellte sich auf. Er wischte sich mit seiner Hand den Schweiß von der Stirn und meinte etwas ruhiger: »Ich verstehe nicht, wie mir so etwas passieren konnte. Es ist unbegreiflich.«

»Waren es Einbrecher?«, fragte der Detektiv. Er musterte die Trümmer in dem Zimmer und schüttelte dann selbst den Kopf. »Das hier ist ein Angriff auf Sie. Jemand mit einem Groll?«

»Ich sagte doch, es war dieses Pack!«, sagte Aislington. Er atmete tief aus. »George Walker, mein Schwager«, meinte er dann leise. »Wer sonst?«

Der andere Mann runzelte die Stirn. »Woher wollen Sie das wissen? Es könnte irgendwer sein.«

Aislington schüttelte bestimmt den Kopf. »Oh nein, das hier ist seine Rache für ... er hat versucht, mich zu

erpressen, aber ich habe nicht mitgespielt. Dieser widerliche Gauner ... sehen Sie sich an, was er mit meinem Besitz angestellt hat. Er hat gewütet wie ein Tier.«

Snoop schien immer noch skeptisch. »Wie ist er einfach so ins Haus gelangt? Hatte er einen Schlüssel?«

»Nein«, sagte Aislington. »Meine Frau hat ihn vermutlich eingelassen, obwohl ich es verboten hatte.«

»Warum sollte Martha das tun?«, fragte Snoop, während er mit seinen Füßen einige Scherben beiseite scharfte. Dann blickte er sich um. »Wo ist sie überhaupt?«

Aislington zuckte mit den Achseln. »Nicht hier«, erwiderte er. »Sie sind alle weg. Selbst das Dienstmädchen.«

Als er zu Snoop blickte, merkte er, dass der alte Mann ihm gar nicht mehr zuhörte. Der Detektiv starrte konzentriert auf den Boden und kniff immer wieder die Augen zusammen, bis er sich schließlich nach vorn beugte. Aislington beobachtete ihn eine Weile, dann fragte er: »Was machen Sie da?« Snoop lächelte trotz des gereizten Tons und ging in die Hocke. Er griff mit der rechten Hand nach einigen Glassplittern und hielt sie gegen das Licht, ehe er sie wieder klirrend zu Boden fallen ließ. Als er sich erhob, knarzten seine alten Knochen wie das Triebwerk einer überholten Maschine.

»Ich werde wirklich alt«, murmelte er und klopfte sich auf die Knie.

»Was ist?«, fragte Aislington und trat neben ihn. Auch er schaute nun auf die Stelle, auf die Snoop mit dem Finger deutete.

»Sehen Sie das?«, fragte er, aber Aislington schüttelte den Kopf.

Der Teppich war übersät von winzigen Splittern aus Glas, die wie feiner Eishagel an der Wolle klebten. Unter den Scherben sprenkelten zahlreiche Flecken das Garn,

die meisten stammten von den verschütteten Flaschen, und hier und da klebte noch eine zertretene Blüte oder eine Feder. Doch die Stelle, auf die Snoop zeigte, befand sich am Rande des Teppichs, weg von dem Glas und den anderen Trümmern: ein Fleck, nicht größer als ein Daumen, der rötlich glänzte.

»Sehen Sie das?«, fragte er leise. »Da ist Blut.«

Aislington kniff seinerseits die Augen zusammen und bäugte den Fleck misstrauisch. »Sind Sie sich sicher?«, fragte er. »Wahrscheinlich ist es der Wein, der ausgelaufen ist ...«

»Nein.« Snoop schüttelte entschieden den Kopf. »Ich sage Ihnen, das ist Blut.«

»Es könnte alles Mögliche sein. Blut, Wein ... Sind Sie wirklich sicher?«

Snoop nickte. Er schwieg und meinte dann: »Sie wissen, was das bedeutet, nicht wahr?«

Aislington drehte sich zu ihm um und verzog das Gesicht. »Nein ...«

»Es bedeutet«, sagte Snoop ernst, »dass er ihr wehgetan hat. All das«, er deutete auf die Bruchstücke, die sie von allen Seiten umgaben, »bedeutet, dass er ...« Seine Stimme brach und er verstummte. Er sah auf einmal schrecklich müde aus. »Wo kann sie nur sein?«, fragte er leise.

Aislington musterte erneut das Schlachtfeld und sagte etwas vage: »Er ist ihr Bruder. Er würde ihr sicherlich nichts antun. Wir können ja nicht wissen, was geschehen ist.«

Beide Männer zuckten zusammen, als ein lautes Krachen zu hören war. Jemand hatte die Hintertür aufgestoßen. Dann vernahmen sie schnelle Schritte und eine aufgeregte Stimme, die nach ihnen rief.

»Sir? Ist jemand hier? Sir?« Die Tür zum Salon wurde

aufgerissen und Selda, das Dienstmädchen, rot und außer Atem, rannte hinter Snoop ins Zimmer hinein, der sich erstaunt zu ihr umdrehte. Ihre Augen weiteten sich, als sie die Verwüstung sah. Ihr Blick verharrte bei Aislington, der augenblicklich die Arme verschränkte, als er zu ihr sprach.

»Können Sie mir sagen, was hier geschehen ist?«, fragte er, aber Selda blickte ihn nur hilflos an.

»Ich weiß es nicht, Sir«, meinte sie leise. »Lady Aislington hat auf einmal angefangen zu schreien und Gläser an die Wand geworfen. Mr. Walker hat getobt und da hab ich's mit der Angst bekommen und bin abgehauen.«

»Wo ist Martha?«, fragte Snoop.

»Ich weiß nicht. Sie hat geweint, aber mehr habe ich nicht gehört.«

Snoop musterte sie erstaunt. »Sie haben keine Hilfe geholt?«

»Nein, ich ... ich hatte solche Angst, ich wollte einfach bloß fort!«

Snoop wandte sich kopfschüttelnd von ihr ab. »Dieses Monster«, flüsterte er.

»Ich werde jetzt aufräumen, wenn das in Ordnung ist«, meinte Selda leise. »Es tut mir leid, dass ich fortgerannt bin, Sir.«

Aislington nickte abwesend und machte ihr Platz, als sie an ihm vorbeiging und sich daran machte, die Scherben aufzuheben. Auf einmal hob er den Kopf wie ein witterndes Tier und lief ohne ein weiteres Wort aus dem Zimmer. Mit schnellen Schritten ging er die Stufen hinauf in das obere Stockwerk.

Snoop blickte ihm verwundert nach und folgte ihm dann. Oben angekommen, eilte Aislington auf die Tür von Marthas Zimmer zu, zögerte einen Augenblick, dann

stieß er sie auf. Snoop, der ihn vom Treppenabsatz aus beobachtete, begann langsam die Stufen zu erklimmen. Als er schnaufend das Zimmer betrat, sah er Aislington auf dem schmalen Bett seiner Frau sitzen, die Hände im Schoß gefaltet. Ein leerer Ausdruck füllte seine Züge, während er auf die offenen Türen des Schrankes starrte, der gegenüber dem Bett an der Wand stand.

»Ihre ganzen Kleider ...«, sagte er und deutete mit einer kraftlosen Geste vor sich hin.

Direkt vor das Bett hatte jemand Mäntel, Röcke und Kleider geworfen, um sie dann völlig zu zerstören. Keines der Kleidungsstücke war mehr heil. Etwas Scharfes hatte durch die Seide und Baumwolle geschnitten, wie besessen auf die Fetzen aus Stoff eingestochen, an ihnen gerissen. Riesige Löcher entstellten das Garn und auch hier sah man an manchen Stellen winzige rote Tupfer.

»Blut, meinten Sie?«, fragte Aislington. Sein Gesicht schien wie versteinert, auch er war erschöpft.

Snoop warf einen Blick in das Innere des Schrankes, aber alles, was er sehen konnte, war ein alter Mantel und zwei löchrige Handschuhe aus braunem Leder.

»Das waren die Sachen, die sie trug, als ich sie das erste Mal sah«, sagte Aislington. »Ich wusste nicht, dass sie sie aufgehoben hatte.« Dann schloss er die Augen. »Was hat das alles zu bedeuten?«

Der Detektiv setzte sich neben ihn und stützte sich mit dem Oberkörper nach vorn, die Ellbogen auf den Knien, die faltigen Hände ineinander verschlungen. »Sind Sie sich sicher, dass Sie es nicht hätten verhindern können?«, fragte er sanft. »Kommen Sie schon, leugnen Sie es nicht.«

Aislington reagierte nicht. »Er hat seine Freundin umgebracht«, meinte er nach einer Weile. »Wussten Sie das?«

Der alte Mann nickte. »Ich habe davon gelesen.«

»Die Polizei war bei mir, nachdem es geschehen ist«, fuhr Aislington fort. »Man verdächtigte ihn nicht, aber sehen Sie sich die Zerstörung da unten an. Es macht alles Sinn.«

»Er hat Ihre Waffe gestohlen, als er das letzte Mal hier war, nicht wahr?«

Aislington nickte. »Seine Dirne muss sie später gefunden und an sich genommen haben. Aber als sie auf dem Weg zu ihm war – zu Walker, meine ich – hat jemand sie ihr entrissen und damit auf sie geschossen.«

»Glauben Sie das?«, fragte Snoop stirnrunzelnd. »Ach, aber was bringt es schon, zu spekulieren? Das Wichtigste ist jetzt, Ihre Frau zu finden.«

Aislington rieb sich beide Augen mit seinen dünnen Fingern und blickte zu Boden. »Ist sie überhaupt noch am Leben?«

Snoop starrte grimmig vor sich hin. »Egal, was ihr zugestoßen ist, es wird unsere Schuld sein. Wir hätten sie beschützen müssen.«

Aislington stand auf und machte sich daran, die vielen Fetzen aus Stoff mit seinem Fuß zur Seite zu schieben. »Wir rufen also die Polizei.«

Der alte Mann nickte.

»Snoop?«, sagte Aislington und zögerte. »Erledigen Sie das. Erklären Sie ihnen, was geschehen ist. Bitte. Ich – ich kann einfach nicht ... Ich muss fort, wenigstens für ein paar Tage.«

Snoop lächelte traurig. »Wenn Sie meinen.«

»Alles ist kaputt. Ich muss noch einmal alles überdenken, mein Leben, meine ... Heirat, all diese Entscheidungen. Verstehen Sie?«

»Nein«, sagte Snoop und stand auf. »Aber ich werde

alles tun, um was Sie mich gebeten haben.« Auf der Schwelle zur Tür blieb er noch einmal stehen, drehte sich jedoch nicht um. »Ich werde nicht eher ruhen, bis George Walker am Galgen hängt. Das ist ein Versprechen«, sagte er leise und ehe Aislington etwas erwidern konnte, war er fort.

## Kapitel 2

### Venedig



Erst als er schon in seinem Abteil saß, sah Aislington, wohin die Reise ihn bringen würde. Doch bei dem Namen spürte er kein Frohlocken, keine Aufregung, die angenehm durch seine Venen pulsierte. Ihm war alles egal. Einen Teil von sich hatte er in dem zerstörten Zimmer zurückgelassen, zwischen den umherschwebenden Federn und den funkelnden Scherben. Er fühlte nichts, war müde und schwer, wollte nicht denken. Selbst die Bilder, die sich in sein Gedächtnis eingebrannt hatten und immer wieder in sein Bewusstsein huschten, ließen ihn kalt. Er hatte aufgehört zu existieren. Der einzige Wunsch, der in ihm pochte, war, sich so weit wie möglich von dieser Stadt zu entfernen: weg von diesem widerwärtigen Moloch, der ihn Tag für Tag erstickte mit seinem Gestank, seinem Schmutz und den vielen, abertausenden Menschen.

In letzter Zeit war es immer häufiger geschehen, dass er verblüfft die Leute gemustert hatte, die sich drängelnd an

ihm vorbeizwängten. Sie alle widerten ihn an. Woher nur kamen diese hässlichen Individuen, denen die Dummheit in ihre leeren Augen eingraviert war? Aus welchen Löchern krochen sie, die alle blind und taub durch die engen Straßen der Stadt wuselten? Sie aßen ohne Genuss, tranken im Übermaß und kauften im Rausch.

Sie alle waren auf der Suche nach etwas Neuem, das die gähnende Leere in ihnen vertreiben würde, aber das Einzige, was sie fanden, war ein kurzes Feuerwerk. Für einen winzigen Augenblick flackerte es auf, nur um dann umso schmerzlicher in ihrem Inneren zu verglühen. Sie hatten verlernt zu fühlen, zu genießen, sich selbst wahrzunehmen. Die Armen! Sie waren sich fremd und somit verging die Zeit quälend langsam, ohne Einsicht, ohne Verständnis. Vor ihren Augen sahen sie die Bewegung der Farben, das Erstrahlen aller erdenklicher Schattierungen, aber sie selbst zu mischen, wagten sie nicht. Die Palette in ihren Händen blieb leer. Ihre Handlungen waren antriebslos, ein schwacher Protest gegenüber der Gleichförmigkeit, die alles wie Staub verklebte und in Schwaden umgab.

Auf eins konnten sie jedoch nicht verzichten: wie sehr liebten sie ihre Spektakel und Gelage und der Wein floss dann in Strömen, die Hemmungen fielen wie Hüllen federleicht von den Gestalten und endlich *fühlten* sie etwas! Es war ein Rausch der anderen Art, eine Sehnsucht nach dem Extremen, nach dem Sturz, der beweisen würde, wie sinnlos alles war. Am Morgen krabbelten sie stöhnend, stinkend davon und versuchten sich daran zu erinnern, welchen Scheußlichkeiten sie sich dieses Mal hingegeben hatten. So war es schon immer gewesen. So würde es immer bleiben.

Aislington musste sich nur an seine Studententage erinnern und schon sah er sie wieder, diese elenden Trunkenbolde, die alle dem Leben höhnen wollten und jämmerlich dabei

versagten. Und was war es, wonach sie suchten? Etwa Liebe? Wer wusste heute schon, was *Liebe* war? Zwar sprach jeder darüber – Poeten schrieben Gedichte voller Sehnsucht und Verlangen und die Bühnen bebten, zeigten Schauspiele, in denen geseufzt und gekämpft wurde. Die Opern brannten und schrien Arien des lustvollen Wahnsinns: Liebe war das Wort in jedermanns Munde und alle behaupteten, ihr schon einmal begegnet zu sein. Liebe war Erlösung, der Wunsch nach einem Menschen, der all die Antworten hatte. Doch man war nie einsamer gewesen als heute.

All die Freiheit zerstörte sie allmählich. Eine vermaledeite Unendlichkeit an Möglichkeiten, die einen von allen Seiten bestürmte. Alle Türen standen offen, ja, waren gewaltsam aus ihren Angeln gerissen worden, damit man hindurch spazieren konnte. Dem modernen Menschen wurde nichts mehr verwehrt, er wollte alles sehen, alles kosten, alles fühlen und im ersten Rausch hatte jeder die neue Ära freudig willkommen geheißen. *Frei!* Man war endlich frei!

Grölend überwand man die Regeln und Gesetze, die ihnen die Gesellschaft jahrelang aufgezwängt hatte, denn sie schienen veraltet und überflüssig. Voller Freude rannten sie auf das leere, offene Feld, das ihnen versprach, alles zu sein, was sie wollten. Sie blieben stehen. Dann wandten sie ratlos die Köpfe und starrten einander hilflos an. Der Erste wagte einen Schritt, verschwand in dem wilden Dickicht, das das Feld umgab. Sie sahen ihn nicht wieder. Doch anstatt sich für ihn zu freuen, wurden sie unruhig, voller Neid auf dessen Kühnheit. Man wollte es ihm nachtun, ihn übertrumpfen. Immer mehr wanderten los und zurück blieb eine kleine Menge, die sich nicht zu rühren wagte, die zwar wollte, aber nicht vermochte und in deren Herzen der Schmerz immer mehr zunahm.

Ein vager Unmut erfüllte sie, ein Hass auf sich selbst, ein

Hass auf die anderen, die so viel mehr erlebten. Wenn sie alle nur wüssten, wie auch jene umherirrten und nach Führung lechzten! Würde das Leben ihnen doch nur ein Zeichen geben, dass sie das Richtige taten! Doch die anderen, blind vor Missgunst, stellten sich die wunderbarsten Dinge vor und die Menschen im Dickicht wurden zu Göttern, die man verehrte wie Idole. Und schließlich schuf man sich so eine Generation des Neids.



Auf seiner Fahrt begegnete Aislington einer jungen Frau mit feuchten Augen. Er hatte schon fünf Stunden allein in seinem Abteil verbracht, als sie sich ihm wortlos gegenüber setzte, ohne ihn auch nur eines Blickes zu würdigen. Er ärgerte sich über ihre Dreistigkeit, gerade zu ihm dazu gestiegen zu sein, wo doch alle übrigen Abteile leer waren.

Als er zu ihr herübersah, schien sie völlig in ihre eigenen Gedanken versunken zu sein. Er betrachtete ihr starres Profil, das von ihm weggedreht war, und wollte sich schon abwenden, als sie leicht den Kopf neigte. Da erst erhaschte er ihre geröteten Augen, die in die Leere starrten und hörte das unterdrückte Schluchzen, das sich ihren zusammengepressten Lippen entrang.

Die Frau tat nichts, um ihre Erregung zu verbergen. Weder griff sie nach einem Buch noch nach einer Zeitung, saß bloß stumm da und rührte sich kaum. Aislington konnte nicht anders, als sich immer wieder zu ihr umzudrehen. Noch nie hatte er solche Anspannung

aus nächster Nähe gesehen. Emotionen entstellten ihr Gesicht zu einer Fratze, während ihre Gesten nicht mehr ihre eigenen waren. Ihre Hände zitterten, ihre Lippen bebten, sie atmete unruhig. Ihr ganzer Körper war einer höheren Kraft gewichen und wand sich, so schien es ihm zumindest, genussvoll in seinem eigenen Elend.

Der Anblick einer dermaßen zur Schau gestellten menschlichen Seele entsetzte ihn. Es war ihm unmöglich, aus dem Fenster zu schauen oder seine Zeitung zu lesen. Wie Ameisen krabbelten seine Augen an dem Papier entlang, kamen vom Weg ab und blieben schließlich an der Frau haften, um sie wie süßen Honig zu umkreisen. Ihre Anwesenheit beschäftigte, störte ihn zugleich. Das flüchtige Bild, das er von ihr erhascht hatte, flog in seinem Kopf umher, aber er wagte nicht, aufzuschauen.

Den Blick fest auf seine Zeitung gerichtet, versuchte er, sich zu erinnern, wie sie aussah und fragte sich, wohin sie wohl unterwegs war. Die Tasche, die sie mit den Händen auf ihrem Schoß umklammert hielt, war nicht groß genug für eine weite Reise. Vielleicht Verwandte auf dem Lande ... sie hatte die passende Haut dafür, fest und gerötet, als würde sie täglich lange Spaziergänge im Wald machen.

Aislington wollte sie erneut mustern, aber er befürchtete, sie könne im selben Augenblick den Kopf heben. Er ängstigte sich vor ihr, vor ihren Gefühlen. Er hoffte, sie würde aufhören oder aussteigen und so verbrachte er eine ganze Weile damit, sie in seinem Kopf zu beschimpfen und die Dreistigkeit, mit der sie seine Reise störte, zu verfluchen.

Es dauerte lange, bis er endlich aus seiner Trance erwachte und sich wieder bewusst wurde, wo er war. Zuerst dachte er, sie hätte sich geräuspert, um ihn anzusprechen, und so hob er erwartungsvoll den Kopf. Aber

als er mit zusammengekniffenen Augen in die dunkle Ecke des Abteils blickte, war ihr Gesicht immer noch von ihm abgewandt.

Er hüstelte und sah zu, wie die teigigen Finger in ihrem Schoß sich ihrer Wange näherten und verstohlen eine Träne wegwischten. Dann drehte sie sich zu ihm um. Während seine Augen langsam ihr Gesicht erforschten, hielt sie seinem fragenden Blick stand.

Die Sonnenstrahlen waren mittlerweile über das Fenster auch in ihr Abteil gekrochen und hatten den winzigen Raum aufgeheizt. Aber Aislington machte keine Anstalten, das Fenster zu öffnen. Sein Blick klebte an ihr und konnte sich nicht befreien, er war wie gelähmt.

Immerfort benetzten Tränen ihr Gesicht, flossen die aufgedunsene Haut hinunter, verharrten an ihrem Kinn und sprangen dann mutig in die Tiefe. In der Glut der Nachmittagssonne glänzte ihr ganzes Gesicht, die Poren auf ihrer Nase schienen auf einmal wie riesige Krater, ihre Haare klebten in Strähnen an der Stirn und der Hals leuchtete speckig unter dem Kragen des Kleides hervor. Sie hatte nichts Elegantes, was ihre Trauer nur noch verschlimmerte, doch ihr Elend verlieh ihr eine kurzweilige Würde.

Sie war jung, aber plump, mit prallen Wangen und einer Nase, deren Spitze rau von den vielen Taschentüchern war. Ihre blauen Augen strahlten, gekrönt von strohfarbenen Wimpern, die fast durchsichtig schienen. Soweit er im Zwielight erkennen konnte, war ihr helles Haar zu einem Knoten gebunden, der sich mit jeder Bewegung mehr löste. Strähnen hingen ihr ins Gesicht und verfangen sich ab und zu in ihren Wimpern und dann schüttelte sie leicht den Kopf, sodass ihr ganzer Schopf einem einzigen wilden Durcheinander glich. Manchmal

durchfuhr ein Schauer ihren Körper, wenn sie ihre dicken Beine übereinanderschlug und ihren Oberkörper trotzig nach vorn beugte. Doch sie war zu unruhig, um in einer Position zu verweilen und im selben Moment hatte sie sich wieder zurückgelehnt und die nächste Träne kullerte ziellos die gerötete Haut hinunter.

Sie tat Aislington auf einmal leid, leid, weil sie nicht wusste, wie elendiglich sie aussah, leid, weil er ein Fremder war und ihr nicht helfen konnte. Immer noch fixierte er die junge Frau, die nun ihre Hände schützend vor das Gesicht hielt. In der Stille, die noch eben in dem Abteil geherrscht hatte, hallten nun wilde Schluchzer von den Holzvertäfelten Wänden.

Aislington war all dem hilflos ausgeliefert. Ohne es zu wollen, begann auch er zu schwitzen. Er versuchte, die Angst zu unterdrücken, die langsam mit klammen Fingern nach ihm griff, während er die Frau mit flehendem Blick bat, aufzuhören. Er schien zu fühlen, dass sie ihm Vorwürfe machte, die ihn anklagend in der dicken Luft umhüllten, etwas drückte auf seinen Brustkorb und mit jedem Atemzug schnürte sich seine Lunge enger zusammen.

Ihre Herzen schlugen im selben panischen Rhythmus, der ununterbrochen in seinen Ohren dröhnte. Er war gefangen, denn er konnte das Abteil nicht verlassen, ohne an ihr vorbei zu gehen. Nichts aber bereitete ihm mehr Angst als diese Vorstellung. Und so saß er eingepfercht in seiner Ecke am Fenster und beobachtete lauernd die junge Frau. Der Moment schien sich nur noch auf dieses eine Detail zu konzentrieren, auf die Notwendigkeit, Mitleid auszusprechen, auf Pflicht, der Frau ihr Leid abzunehmen. Dabei ging es viel weniger um sie als um ihn: darum, was er tun würde, um zu bestimmen *wer* er war. Er musste

diese Probe über sich ergehen lassen. Vielleicht saß er nur zu diesem Zweck in diesem Zug, in diesem Abteil. Und vielleicht hatte die Probe seiner Moral schon viel früher begonnen, in den frühen Morgenstunden, als er panisch aus seinem Haus stürmte und in die Droschke stieg, die ihn zum Bahnhof brachte. Aber das Leid der Frau hatte auch ihn überwältigt.

Obwohl er wusste, dass er handeln musste, fühlte sich sein Kopf leer und dumpf an. Ihm fehlten schlichtweg die Worte. Die Höflichkeit, seine Erziehung, von Generationen dieser Gesellschaft geprägt, mahnten ihn, schrien ihn an, ein Mensch zu sein. Sollte er sich nicht mitfühlend und besorgt zeigen? Vielleicht. Jeden Tag las er in den Zeitungen von dem Unglück anderer, deren Existenz innerhalb weniger Sekunden vernichtet worden war. Da waren Kinder, die von Droschken überfahren worden waren, Männer, die sich in die Themse stürzten, nachdem sie am Schwarzen Freitag alles verloren hatten. Mit ihnen hatte er ein vages Mitleid verspürt, es war einfach gewesen. Sie waren nichts außer dunkle Schatten, Druckerschwärze, die ihr Netz auf dem blütenweißen Papier spannte. Doch seine Sympathie war aufgebraucht. Das Einzige, was er in sich spürte, war die Gleichgültigkeit, die aus all den Stunden der Einsamkeit geboren war und die es ihm unmöglich machte, zu reagieren.

Wer, so fragte er sich bitter, hatte sich jemals *seines* Leides angenommen? Solange er denken konnte, war er allein gewesen. All die sozialen Normen, mit denen die Menschen geschickt ihre Wunden verbanden, würden niemals die offensichtliche Apathie verbergen, die der fortschrittliche Egoismus in den Menschen hervorgebracht hatte. Die Frau war nur ein weiteres Beispiel für die unglaublichen Last, die das Leben für ihn repräsentierte.

Aislington reflektierte, wie er von einer Situation hilflos in die nächste taumelte, jedes Mal völlig überwältigt von der Verantwortung, eine Entscheidung treffen zu müssen. Seine ganze Existenz schien prall gefüllt mit unendlichen Fragen, die an ihm zogen und zerrten, bis er einer von ihnen endlich den Apfel reichte, mit dem sie sich schmücken konnte. Ein moderner Paris von Troja, den man vor eine ungeheuerliche Aufgabe gestellt hatte. Wie würde er jemals wieder Ruhe finden? Unglaubliches, überwältigendes Chaos verschlang ihn. Der Krieg hatte begonnen, ehe er handeln konnte, und während er sich vor den Geschossen duckte und das Tor zu seinem Inneren im Auge behielt, schlichen die Feinde im hölzernen Pferd immer näher. Er war zu müde, um sich ihnen in den Weg zu stellen. Er hatte aufgegeben.

Und jetzt lebte er, ohne zu leben und war zu einem Späher geworden, der alles nur aus der Ferne erhaschte. Das Leben um ihn herum war ein Strom, in dem er nie schwimmen würde. Während alle anderen sich in den Fluten tummelten, stand er am Ufer und beobachtete das Treiben. Vielleicht bückte er sich manchmal und tauchte einen Finger in das Nass, aber zu mehr fehlte ihm der Mut.

Erneut blickte er die Frau an. Er spürte ein unendliches Verlangen nach Einsamkeit. Er wollte, dass sie aufhörte zu weinen, dass sie aufhörte, ihn mit ihren Tränen, ihrer Trauer, ihrem Elend zu belästigen. All das war *ihre* Welt! Sollte sie in Ruhe weinen, sollte sie von ihm aus brüllen, aber nicht vor ihm. Nicht vor ihm. Hatte nicht auch er Grund zu weinen? War nicht auch sein Leben verpfuscht und gescheitert, saß nicht auch er da ohne jemanden, der ihm die Richtung wies? Aislington schloss die Augen und atmete tief ein. Wenn er nichts sagte, hatte er verloren, denn dann hatte sie ihn entlarvt: als Unmenschen, als

grausames, empathieloses Monster. Er öffnete den Mund, hielt dann jedoch inne. Er schluckte.

»Geht es Ihnen gut?«, fragte er schließlich.

Sie blickte erschrocken auf. Aislington versuchte zu lächeln, doch da war sie schon aufgesprungen und aus dem Abteil gestürzt.